

Vorbild Konzil und Synode – Das Memorandum und der Dialogprozess

Joachim Schmiedl

Mein persönlicher Forschungsschwerpunkt liegt auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil und seiner Rezeption. Mich faszinieren vor allem die Veränderungsbereitschaft und der Reformwille, die in den 1960er und 1970er Jahren aufgebracht wurden. Strukturmaßnahmen gingen dabei Hand in Hand mit enthusiastischer Aufnahme neuer theologischer Strömungen. Die ‚Zeichen der Zeit‘ waren zentrale Referenzen für eine Kirche, die sich „mitten in der Welt“ erlebte, wie der Essener Katholikentag 1968 titelte. Um einen diskussionsfreudigen und pluralistischen Katholizismus zusammenhalten, wurde damals die Idee einer Gemeinsamen Synode geboren. Von 1971 bis 1975 erarbeiteten Bischöfe, Priester und Laien in Würzburg 18 Beschlüsse und sechs Arbeitspapiere. Ihre Relevanz für die deutsche Kirche der letzten 30 Jahre ist unterschiedlich, sie reicht von großer institutioneller Prägekraft wie bei den Beschlüssen zu Jugendarbeit und Religionsunterricht bis zu unerfüllten Desideraten. Aus dem Aufbruch von Konzil und Synode ist eine Ortskirche gewachsen, zu deren Stärken eine breite theologische Bildung nicht nur der vielen Hauptamtlichen ebenso gehört, wie das Hineinwirken in die Gesellschaft. Die organisatorische Festigkeit der deutschen Kirche ist dabei nicht nur ein Standortvorteil, sondern verhindert bisweilen, auch auf pastoral notwendige Veränderungen rasch zu reagieren.

50 Jahre nach dem Konzil und 40 Jahre nach der Würzburger Synode braucht die deutsche Kirche einen neuen

Aufbruch. Die – nicht allseits begrüßte – Initiative des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, des Freiburger Erzbischofs Robert Zollitsch, einen Dialogprozess in der deutschen Kirche zu beginnen, fällt dabei zusammen mit dem Gedenken an den Aufbruch von Konzil und Synode, mit entsprechenden Forschungsprojekten und mit ins Mark treffenden Anfragen an die persönliche Integrität von Priestern und Laien im kirchlichen Dienst. Auf allen Ebenen, von der Ortsgemeinde über die Großpfarreien und Bistümer bis zu Kurie und Papst, ist Kirche in Diskussion geraten. Theologische und kirchenrechtliche Eckpfeiler werden in Frage gestellt.

Unter diesen Prämissen ist das Theologen-Memorandum für mich ein wichtiges Zeichen der Zeit. Es legt den Finger in die Wunden einer scheinbar so stabilen Ortskirche. Es macht auf ‚*crucial points*‘ einer spannungsreichen und bisweilen gestörten Beziehung zwischen Teilkirche und römischer Zentrale aufmerksam. Das Memorandum macht auch in seiner medialen Wirkung klar, welche Themen auf der Agenda eines Dialogprozesses nicht fehlen dürfen. Es ist deshalb eine Unterstützung für diejenigen Bischöfe, die sich einem solchen Zukunftsprozess der deutschen Kirche verschreiben möchten.

Dass dabei natürlich manches auf der Strecke bleibt, ist jedem einsichtig. So hat das Memorandum auch seine Schwächen. Die Einleitung versucht sich zwar an einer biblischen und ekklesiologischen Grundlegung, doch mag manchen der Rekurs auf die Freiheitsbotschaft des Evangeliums etwas naiv erscheinen. Auch fehlt eine Diagnose der tiefgehenden religiösen Problematik der nachchristlichen Gesellschaft Mitteleuropas und eine Hinterfragung des manchmal fast gottergeben hingenommenen Konzepts der Säkularisierung modernisierter Kulturen. In einem relativ kurzen Memorandum, das holzschnittartig argumentiert, hat eine sol-

che profunde Analyse vermutlich auch keinen Platz. Doch hier muss nachgearbeitet werden, wenn das Memorandum seine Wirkung zeigen soll. Freilich genügt es nicht, nur von „Glaubenskrise“ und „Gotteskrise“ zu reden. Es bedarf einer Verbindung mit den Reformanliegen. Hier tut eine Erinnerung an das Konzil gut. Bei der Entstehung der Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes* wurden Stimmen laut, die vor dem Konnex von Christologie und Anthropologie auf der einen, und Handlungsanweisungen für die Präsenz der Kirche in gesellschaftlichen Feldern auf der anderen Seite warnten. Der Mut der Konzilsväter zu zeitbedingten und damit kontingenten Aussagen machte jedoch gerade deutlich, dass Theologie nicht im luftleeren Raum betrieben wird, sondern auf die Herausforderungen von Zeit und Gesellschaft zu antworten hat. Eine solche kontextbezogene Theologie ist ein halbes Jahrhundert nach dem Konzil wieder auf der Tagesordnung.

Doch wie es auf dem Konzil mehrere Sitzungsperioden gebraucht hat, bis die Dekrete und Konstitutionen zur Verabschiedung reif waren, so wird es auch bei einem Dialogprozess der deutschen Kirche nicht von heute auf morgen zu Entscheidungen kommen. Ich würde mir wünschen, wenn noch andere Memoranda veröffentlicht würden. Die Priester und hauptamtlich im Seelsorgedienst tätigen Laien könnten aus ihrer Perspektive die Situation einer sich neu strukturierenden Kirche beschreiben. Lust und Frust von Ehrenamtlichen, wie etwa von Mitgliedern der Pfarrgemeinde- oder Verwaltungsräte, müssten benannt werden. Ein Austausch über gelungene oder schwierige Katechese in Schule und Hinführung zu den Sakramenten sowie in der Erwachsenenpastoral würde den Blick weiten. Hinzu könnten Erfahrungen in einer missionarischen Pastoral kommen. Geistliche Bewegungen haben ihren eigenen Blick auf die Sauerteigfunktion kleiner Gruppen und Gemeinschaften

für eine spirituell lebendige Kirche. Die Schritte einer ökumenischen und interreligiösen Weggemeinschaft bedürfen einer Auswertung und zukunftsorientierten Konkretisierung. So ließe sich die Agenda sicher noch um viele weitere Aspekte und Zielgruppen erweitern.

Ob es dann gelingen kann, die unterschiedlichen Richtungen in der deutschen Kirche an einen Tisch zu bringen? Mir scheint hierin die große Herausforderung zu liegen. Miteinander in den Dialog zu kommen, sich nicht vorher zu diffamieren und in eine bestimmte Richtung zu drängen, sondern aus konservativer und progressiver Grundhaltung gemeinsam Wege in die Zukunft zu suchen – das setzt Moderatoren voraus, die selbst eine große innere Weite mitbringen und mutig in die Zukunft schauen können. Diese ‚Aufsichtsfunktion‘ ist eine typische Aufgabe der Bischöfe, die in einer säkularisierten Gesellschaft einen geistlichen Weg eröffnen können und in Verantwortung für ihre Ortskirche bereit sind, auch Strukturveränderungen zu ermöglichen und durchzusetzen. Den gegenwärtigen und zukünftigen Bischöfen der deutschen Kirche kann man dafür nur den Heiligen Geist erbitten.

Und noch ein Blick auf das Zweite Vatikanum kann hilfreich sein. Für die in ihrer Mehrheit aus der neuscholastischen Theologietradition kommenden und auf die Einheit mit der römischen Zentrale der Kirche getrimmten Bischöfe bedurfte es einer Horizonterweiterung, um die in die Zukunft weisenden Dekrete und Konstitutionen überhaupt verfassen zu können. Johannes XXIII. wandte dafür einen Trick an. Er ließ zu Beginn jeder Generalkongregation eine Eucharistie feiern. Jeden Tag zelebrierte ein anderer Konzilsvater – die Konzelebration wurde erst durch das Konzil wieder eingeführt – vor den Augen der gefüllten Aula von St. Peter den Gottesdienst. Jeden Tag kam ein anderer Ritus ‚zur Aufführung‘ – alle katholisch, aber nicht

alle dem tridentinischen Ritus entsprechend. Die Pluralität der katholischen Kirche wurde den Konzilsvätern augenscheinlich demonstriert. Wenn durch das Memorandum und den Dialogprozess etwas Ähnliches erreicht werden kann, wäre für die Zukunft der deutschen Kirche viel gewonnen. Das Katholische drückt sich nämlich nicht in Vereinheitlichung, sondern in der tieferen Einheit der Vielfalt aus. Dazu braucht es aber auch den Mut, ehrlich hinzusehen und diese Vielfalt in der Liturgie, in den Ausfaltungen zölibatären und verheirateten Priestertums, in den Wegen zur Gestaltung von Seelsorge in der Zukunft und im Umgang mit sehr verschiedenen, oft mit Brüchen beladenen Biographien wahrzunehmen und hochzuschätzen. Genau dieser Prozess braucht die Weitung der Perspektiven durch den Beitrag der wissenschaftlichen Theologie.